

SONDERR
EDITION

*Sehr geehrte Kollegin,
sehr geehrter Kollege,*

die aktuelle Ausgabe des Newsletters
befasst sich diesmal mit Albrecht von Graefe.

Der Newsletter widmet sich anlässlich des
Jubiläumsjahres Albrecht von Graefes Verdiensten
Rund um die Ophthalmologie. Prof. Jens Martin
Rohrbach bietet Ihnen mit einem fiktiven Interview
Einblicke in das Leben und Wirken Graefes.



Prof. Bartz-Schmidt für das Team der Augenklinik

06/2020
ALBRECHT VON
GRAEFE

Department für Augenheilkunde | Universitäts-Augenklinik Tübingen
Redaktion: Angelika Hunder, MA | Prof. Dr. K.U. Bartz-Schmidt

www.augenklinik-tuebingen.de



Das Jahr 2020 ist für die Augenheilkunde in zweierlei Hinsicht bedeutsam. Zum einen markiert es den Endpunkt von „Vision 2020“, einem Programm, das die WHO und die International Agency for the Prevention of Blindness (IAPB) 1999 aufgelegt haben mit dem Ziel, die Blindheit auf der Erde bis zum heutigen Tag zu halbieren. Es gilt in diesem Jahr, Bilanz zu ziehen. Vieles wurde erreicht, vieles bleibt noch zu tun.

Darüber hinaus jährt sich im Jahr 2020 der Todestag Albrecht von Graefes, dem die Augenheilkunde viel zu verdanken hat, zum 150. Mal. Die Deutsche Ophthalmologische Gesellschaft (DOG) hat ein „Graefe- Jahr“ ausgerufen und gedenkt ihres Gründers mit mehreren Veranstaltungen. Federführend dabei sind die DOG-Geschäftsstelle in München und der derzeitige Präsident Hans Hoerauf, Direktor der Universitäts-Augenklinik in Göttingen. Die Universitäts-Augenklinik Tübingen ist an den Graefe-Veranstaltungen beteiligt. So kam die Idee auf, ausnahmsweise einen „Newsletter der anderen Art“ zu erstellen, der „vom Schema abweicht“ und vielleicht keinen unmittelbaren „Benefit“ für die alltägliche ophthalmologische Arbeit bringt, so aber vielleicht doch einen mittelbaren.

Wir lassen Albrecht von Graefe auferstehen und führen ein Interview mit ihm. Er wird Ihnen mit authentischen Zitaten aus seinem Leben berichten. Natürlich ist dabei manches fiktiv, aber in Kenntnis des umfangreichen Graefe-Schrifttums und seiner in Zeitschriften und Büchern niedergelegten Korrespondenz mit zahlreichen Fachkollegen kann man „gut erraten“, wie er auf die Fragen geantwortet hätte und welche Fragen ihm wichtig gewesen wären. Resonanz aus dem Kreis der Newsletter-Leserschaft wird erbeten.

Wir wünschen viel Spaß mit diesem etwas ungewöhnlichen Newsletter.

ROHRBACH & GRAEFE Interview

INTERVIEW



Herr von Graefe,

Sie sind ein bekannter, vielbeschäftigter, noch dazu foto- und telegener Mann. Wir freuen uns deshalb besonders, dass Sie gerade in dem Ihnen gewidmeten, sicher stressigen Jahr Zeit erübrigen konnten, um uns in Tübingen zu besuchen und uns für dieses Interview zur Verfügung zu stehen.

Graefe:

Danke, gern geschehen. Nett hier in Tübingen.

Herr von Graefe, fangen wir vielleicht mit Ihrer Kindheit und Ihrer Jugend an. Können Sie uns dazu was sagen?

Graefe:

Natürlich. Ich wurde am 22. Mai 1828 in Berlin geboren. Mein Vater war der erste Direktor der chirurgischen Klinik an der Universität Berlin, Karl Ferdinand von Graefe, der sich intensiv auch mit der Ophthalmologie befasste und mir dieses Fach damit sozusagen in die Wiege legte. Mein Vater starb als ich 12 war, 1840, auf einer Dienstreise zum König von Hannover. Vor allem danach entwickelte ich eine herzliche Beziehung zu meiner Mutter Auguste, die zu meinem großen Leidwesen auch schon recht früh, 1857, starb.

Meine Eltern waren begütert. Sie bewohnten ein Palais in der Innenstadt. Ich wurde aber in unserem Landhaus geboren, das „Finkenherd“ hieß und 1824 vom berühmten Architekten Karl Friedrich Schinkel erbaut worden war. Der „Finkenherd“ lag im heutigen Tiergarten, der sich damals noch außerhalb der Stadt befand. Wir haben das Landhaus 1854 verkauft. 1880 wurde daraus das bekannte und beliebte Restaurant „Charlottenhof“ gemacht, das 1943 einem Bombenangriff zum Opfer fiel und nicht wieder aufgebaut wurde. 1970 haben „die deutschen Augenärzte“ – ja das war wohl vor allem die DOG - an der Stelle, an dem der Finkenherd stand, eine Gedenkstele für mich errichtet, deren geschwungene Form die Lichtwellen symbolisieren soll. Die Stele wurde vom Heidelberger Künstler Edzard Hobbing geschaffen.

Ich hatte das große Glück, zwei Brüder und zwei Schwestern zu haben. Ein weiterer Bruder starb kurz nach der Geburt. Mit meiner jüngeren Schwester Wanda habe ich später einige Studienreisen durch Europa unternommen.

INTERVIEW

Besonders hingezogen fühle ich mich zu meiner älteren Schwester Ottilie, die künstlerisch sehr begabt ist und einige Zeichnungen von mir angefertigt hat.

Meine Kindheit war unbeschwert und glücklich. Ich kam auf das französische Gymnasium in Berlin, so dass ich schließlich Französisch fast so gut sprechen konnte wie Deutsch. So konnte ich 1857 in Brüssel beim 1. internationalen Ophthalmologenkongress, heute Weltkongress, meinen Vortrag über die Iridektomie dann auch leicht auf Französisch halten. Auch in Mathematik war ich recht gut. Schließlich erließ mir die Prüfungskommission beim Abitur 1843 sogar die mündliche Prüfung, da man mit mir zufrieden war.

Und dann, was kam nach dem Abitur?

Graefe:

Mit 15 habe ich mich an der Universität Berlin für das Medizinstudium eingeschrieben. Ich hatte das große Glück, tolle Lehrer zu haben wie Johannes Müller, Emil duBois-

Reymond, Lucas Schönlein, Johann Friedrich Dieffenbach oder den jungen Rudolf Virchow, zu dem sich später ein freundschaftliches Verhältnis entwickeln sollte, obwohl wir unterschiedliche Typen waren. Auch Ludwig Traube, mein späterer Arzt, war mein Lehrer. Natürlich habe ich auch philosophische Vorlesungen gehört, und zwar bei Karl Ludwig Michelet. Auch die Ophthalmologie ist ja eine Heilkunde und geht insofern über die Naturwissenschaften hinaus und in die Geisteswissenschaften hinein.

Nebenher haben wir es uns als Studenten gut gehen lassen und rauschende Feste gefeiert. Studentenverbindungen kamen seinerzeit erst langsam auf. Auch wollte meine Mutter nicht, dass ich einer solchen beitrete. So habe ich dann meine eigene Vereinigung gegründet, die „Kamelia“, da Nicht-Korporierte gemeinhin als „Kamele“ bezeichnet wurden. Unter meinen „Plänchenbrüdern“ - von „Pläne schmieden“ - in der Kamelia waren z.B. meine späteren Klinik-Mitarbeiter Adolf Schuft-Waldau, Julius Ahrendt und Eduard Michaelis. Daneben Otto Roquette, der „Waldmeisters Brautfahrt“ schrieb, der Komponist Hugo Ulrich, der mir eine h-moll-Symphonie widmete, und Max Ring, der Arzt und Journalist wurde und 1857 einen Artikel über meine Klinik in der illustrierten Zeitschrift „Die Gartenlaube“ verfasste. Jeder hatte seinen Spitznamen. Ich war „Droll“, Waldau „Nero“. Also, wir haben das Leben genossen und ordentlich gekneipt.

Diese Tradition floss schließlich auch in die DOG ein. Meine Jugendfreundschaften habe ich immer gepflegt. Sie bedeuten mir sehr viel.



Finkenberg & Kamelia

1970 haben „die deutschen Augenärzte“ an der Stelle, an dem der Finkenherd stand, eine Gedenkstele für mich errichtet.

INTERVIEW

Ich habe das „Nero“ 1854 auch mal von der Isola bella im Lago maggiore geschrieben:

„Was sind doch alle Güter des Lebens, Ruhm, Verehrung und was sonst den Menschen reizt, gegen das Glück, welches Freundschaft und Liebe uns entgegenträgt. Ohne dieses darbt und durstet die Seele, und es fehlt jener innere Zauber der Empfindung, der uns das Leben wert macht; und an den wir nicht ohne die schmerzlichste Wehmut denken können, wenn wir ihn vermissen.

Er ist die eigentliche Heimat des Herzens, sein Verlust unerträgliche Verbannung. Jede innige Beziehung der Menschen zueinander ist ein Heiligtum, weil der Mensch überhaupt nur durch den Menschen ist. Darum soll man sie auch wert und unantastbar halten“.

Gut, auch die unbeschwerteste Studentenzzeit geht mal vorüber

Graefe:

Richtig. 1847 machte ich Examen und promovierte mit einer noch auf Lateinisch verfassten Arbeit über das Brom als Therapeutikum. Anschließend ging es auf Studienreisen. Zunächst nach Prag zu Ferdinand von Arlt, dann nach Paris zu Louis de Wecker und Louis Auguste Desmarres. In Paris habe ich den Spezialisten für venerische Ophthalmien, Philippe Ricord, gehört, den personifizierten Humor. Man hat Ricord auch „die eigentliche Pointe von Paris“ genannt. In Wien habe ich von Friedrich und Eduard Jäger, dem Pathologen Karl von Rokitansky und dem Physiologen Ernst von Brücke gelernt. Danach war ich auch noch in London bei George Critchett und William Bowman. In London traf ich 1851 Frans Cornelis Donders aus Utrecht. Ich habe sehr viele, sehr gute Freunde, aber Frans ist der beste von allen. Schottland und Irland habe ich schließlich auch noch besucht.

Na, da waren Sie ja dann viel unterwegs

Graefe:

So ist es, ich bin viel und gern gereist. Ich war öfters in Österreich, Italien und vor allem in Frankreich, vor allem in Paris. In der Schweiz habe ich wegen meiner angegriffenen Gesundheit im Herbst wiederholt Urlaub in Heiden, im Appenzeller Land, gemacht. Dort warteten dann immer schon zahlreiche Patienten auf mich, die ich im „Freihof“ operiert habe.

Prag

Ferdinand von Arlt

Paris

Louis de Wecker,
Louis Auguste Desmarres,
Philippe Ricord

Wien

Friedrich und Eduard Jäger,
Karl von Rokitansky,
Ernst von Brücke

London

George Critchett und William Bowman,
Frans Cornelis Donders

INTERVIEW

Was waren die Gründe für Sie, Augenarzt zu werden?

Graefe:

Nun, das war wohl zum einen die „Vererbung“ durch meinen Vater, der zu den ersten gehörte, der den Schnitt zur Kataraktextraktion nicht mehr unten, sondern oben anlegte. Außerdem gehörte er zu den Pionieren der Gonoblennorrhoe-Therapie mit Silbernitrat. Sein gemeinsam mit Philipp von Walther herausgegebenes „Journal der Chirurgie und Augen-Heilkunde“ war, denke ich, Inspiration für mein „Archiv“. Dann war es Arlt in Prag, der mir zeigte, wie wunderbar man als Augenarzt wirken und helfen kann. Und zu guter Letzt war es das Auge an sich. Wegen der Durchsichtigkeit der Hornhaut konnte man pathologische Vorgänge direkt sehen, mit dem Augenspiegel dann auch am Hintergrund.

Was macht das Auge aus Ihrer Sicht so besonders?

Graefe:

Im Jahre 1867 habe ich einen Vortrag in der Berliner Singakademie gehalten. Heute ist das das Maxim-Gorki-Theater. Die Bedeutung des Auges habe ich dem Publikum, das nicht vom Fach war, sozusagen „populärwissenschaftlich“ folgendermaßen näher zu bringen versucht:

„So viel über das Organ, welches für die Nahrung unseres Geistes, für die Begründung unserer Weltanschauung und für die Beziehung der Menschen unter sich einen Einfluss übt, über dessen Umfang sich der im ungeschmälerten Besitze stehende kaum volle Rechenschaft zu geben vermag. Redner haben es gepriesen, Dichter haben es besungen; aber der volle Werth desselben ist versenkt in das stumme Sehnen derer, die es einst besessen und verloren haben“.

INTERVIEW

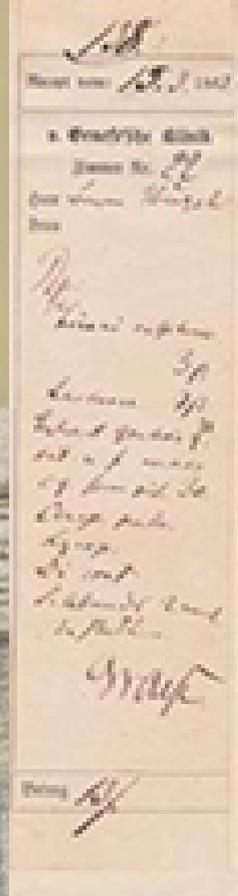
Können Sie uns was zu Ihrer Klinik sagen?

Graefe:

Ich habe ab 1850 erst in unserer Wohnung angefangen. Ende 1851 / Anfang 1852 habe ich in einem Eckhaus in der Karlstraße, die heute Reinhardtstraße heißt, nahe der ehemaligen Unterbaumbrücke und dem heutigen Amtssitz von Angela Merkel meine Klinik eröffnet. Diese entwickelte sich auch Dank meiner Mitarbeiter schnell zu einem Magneten für Patienten und Augenärzte aus aller Welt. Julius Hirschberg, der vielleicht mein geistreichster Schüler ist, eröffnete nur ein paar Häuser von meiner Klinik entfernt eine eigene Privatklinik, an der heute noch ein Medaillon von mir zu sehen ist. Julius H. erlangte ja als Ophthalmohistoriker große Berühmtheit. Dank ihm kennt kein medizinisches Fach die eigene Geschichte besser als wir Augenärzte. Ich selbst halte die Medizingeschichte für wichtig, habe mich aber nur eher wenig mit dieser auseinander gesetzt.

Meine beiden Julius'se, Hirschberg und Jacobson, mein Freund Adolph Samelson sowie mein Arzt Traube waren Juden. Das war für mich aber überhaupt kein Problem. Alle haben in der Klinik hervorragende Arbeit geleistet, ihr Glaube war mir egal. Ich bin übrigens evangelischer Konfession. Der Antisemitismus kam erst später auf. Hirschberg hatte noch unter Diskriminierung zu leiden. Mein Freund Rudolf Virchow, der große Pathologe, hat sich im Übrigen schon im 19. Jahrhundert gegen den Antisemitismus gewandt.

Auch hat er Schiedsstellen auf europäischer Ebene zur Vermeidung von Konflikten gefordert. Ja hätte man auf diesen klugen Mann gehört, hätte es beide Weltkriege vermutlich nicht gegeben, und mein Geburtshaus, der „Finkenherd“, würde wohl noch stehen. Meine Klinik hatte ca. 120 Betten. Es gibt immer noch einige Rezepte von mir. Wenn Sie wissen wollen, wie es in der Klinik zugeht, empfehle ich den Bericht meines schon erwähnten Schülers Adolph Samelson von 1866, der im British Medical Journal erschienen ist. Adolph war beim preußischen Staat in Ungnade gefallen und sogar inhaftiert. Das war mir total egal. Ich habe ihn als Schüler auf- und als Freund angenommen. Man muss dazu sagen, dass meine Familie und ich sehr gute Beziehungen zum preußischen Königshaus hatten. Der preußische König war mein Patenonkel, sein Sohn hielt mich als Säugling über das Taufbecken. Trotz allem habe ich meinen eigenen Kopf behalten. Den Wehrdienst hätte ich am liebsten verweigert, wie ich mich überhaupt als Pazifisten bezeichnen würde.



INTERVIEW

Weshalb haben Sie Ihr „Archiv“ gegründet?

Graefe:

Dazu will ich nicht viel sagen. Ich verweise einfach mal darauf, was ich im Vorwort zum ersten Band von 1854 geschrieben habe:

„Das Bedürfnis, ein eigenes, für Augenheilkunde bestimmtes Organ in der vaterländischen Literatur zu besitzen, wird wohl schon lange von jedem Fachgenossen gefühlt, der sich mit dem tieferen Studium des genannten Feldes beschäftigt. Die Arbeiten sind nämlich beim heutigen Stande der Forschung zu detailliert, als dass sie nicht in den für medizinische Wissenschaften im Allgemeinen bestimmten Zeitschriften ihrer Anlage nach beengt werden müssten. Unter unseren Augen sehen wir den Nebel fliehen, der Jahrhunderte lang die besten Forscher in ihrer Einsicht umfing, und Dank der frühzeitigen Erkenntnis ist für die Therapie ein ungeahntes Feld gewonnen, von dem wir schon jetzt, nach wenigen Jahren, schöne Früchte beizubringen im Stande sind. Wenn nun aus den angeführten Gründen die Schöpfung eines Organs für Augenheilkunde als dringendes Bedürfnis anerkannt wird, so mag es manchem Fachgenossen wunderbar erscheinen, dass ich als ein noch jüngerer Arbeiter in diesem Felde mich zu einem solchen Unternehmen angeschickt habe. In der Tat aber kann ich versichern, dass mich hierzu nicht Überschätzung meiner eigenen Kräfte, sondern nur die Einsicht brachte, dass von einer anderen Seite der gewünschte Anfang nicht gemacht wurde.“

Ich habe für mein Archiv insgesamt etwa 2.500 Seiten geschrieben. Natürlich enthält es die meisten meiner Erstbeschreibungen. Ich habe mich mit fast allen Subdisziplinen unseres schönen Faches befasst. Die Beziehungen des Auges zu den Allgemeinerkrankungen und die Ophthalmopathologie waren mir dabei besonders wichtig. „Kleine Mitteilungen“, die Kasuistiken, habe ich immer als sehr lehrreich empfunden. Mein Schüler Julius Jacobson nannte diese Fallbeschreibungen später einmal „wahre Musterstücke feiner, klinischer Analyse, geniale, durch irgend einen sich zufällig darbietenden, exzeptionellen Fall angeregte spontane Überlegungen mit aufklärenden Streifzügen in bis dahin unerforschte Gebiete“. Ich freue mich und bin stolz, dass „Graefe's Archive“ bis heute existiert und floriert. Das hatte ich nicht unbedingt erwartet, hatte ich doch an meinen Freund und Schüler Carl Wilhelm Zehender mit Blick auf dessen 1863 erfolgte Herausgabe der „Klinischen Monatsblätter“ 1862 geschrieben:

„Ich brauche nicht davor zu bangen, dass Du den Sinn dieser Ratschläge auf eine Ängstlichkeit der Archivredaktion beziehst, denn einmal hat das Archiv so ziemlich seinen bestimmten Kreis von Lesern und sodann würde es mich selbst nicht sehr grämen, wenn das Archiv durch irgend eine, der Sache nützliche Konkurrenz ins Stocken käme. Wenn man eine ansehnliche Anzahl von Bänden ediert hat, kann man ja mit Ehren seine Bude schließen.“

INTERVIEW

ALBRECHT
VON GRAEFE

Drei Jahre nach dem „Archiv“ haben Sie die DOG gegründet. Wieso?

Graefe:

Meine Motivation habe ich in einem Brief geschildert, den ich 1856 an meinen Schüler und Freund Adolf Weber geschrieben habe:

„Wie freue ich mich darüber, mit Ihnen und manchen Anderen meiner früheren Zuhörer in dauerndem kollegialen Konnex zu bleiben! Es wäre schön, wenn ein gütiges Geschick uns vergönnte, mit denen, welche uns geistig nahestehen, auch in geregelten persönlichen Verkehr zu treten. Ich habe daran gedacht, ob es nicht zu verwirklichen wäre, dass gewisse eifrige Jünger der Ophthalmologie sich alljährlich an einem schönen Punkte, z.B. Heidelberg träfen und einige Tage des Beisammenseins, zum Teil in wissenschaftlichen Bestrebungen und Mitteilungen, zum Teil in harmloser Muse verbrächten. So etwas wäre für mich, der Erholung Bedürftigen, ein wahres Fest, und es würde sich manche schöne Blüte der Erinnerung und der Jugend anknüpfen. Die Naturforscherversammlung hat ein zu chaotisches Gepräge, um eine befriedigende Innigkeit des Verkehrs und eine befriedigende Intensität der wissenschaftlichen Anläufe zu gestalten. – Denken Sie einmal darüber nach, lieber Weber! Warum soll man in dieses Leben nicht möglichst viel Blumen einstreuen; ich hänge mich gern an gewisse Lieblingsgedanken, zu denen auch der obige gehört“.

Es ist mir eine ganz große Freude, dass die DOG heute lebendiger denn je ist und viele Mitglieder aus verschiedenen Erdteilen zu ihren Mitgliedern zählt. Sie erinnert mit Graefe-Preis, Graefe-Medaille und Graefe-Jahr an mich, aber sie weiß natürlich, dass mir Auszeichnungen nie viel bedeutet haben. Ich habe ja auch einen Haufen Orden bekommen. Diese trage ich nur, wenn es unbedingt sein muss. Sie sind am besten in einem Karton aufgehoben.

DEM
GENIALEN
ARZT
UND WEGBEREITER
DER
AUGENHEILKUNDE

DOG Gedenkstele

INTERVIEW

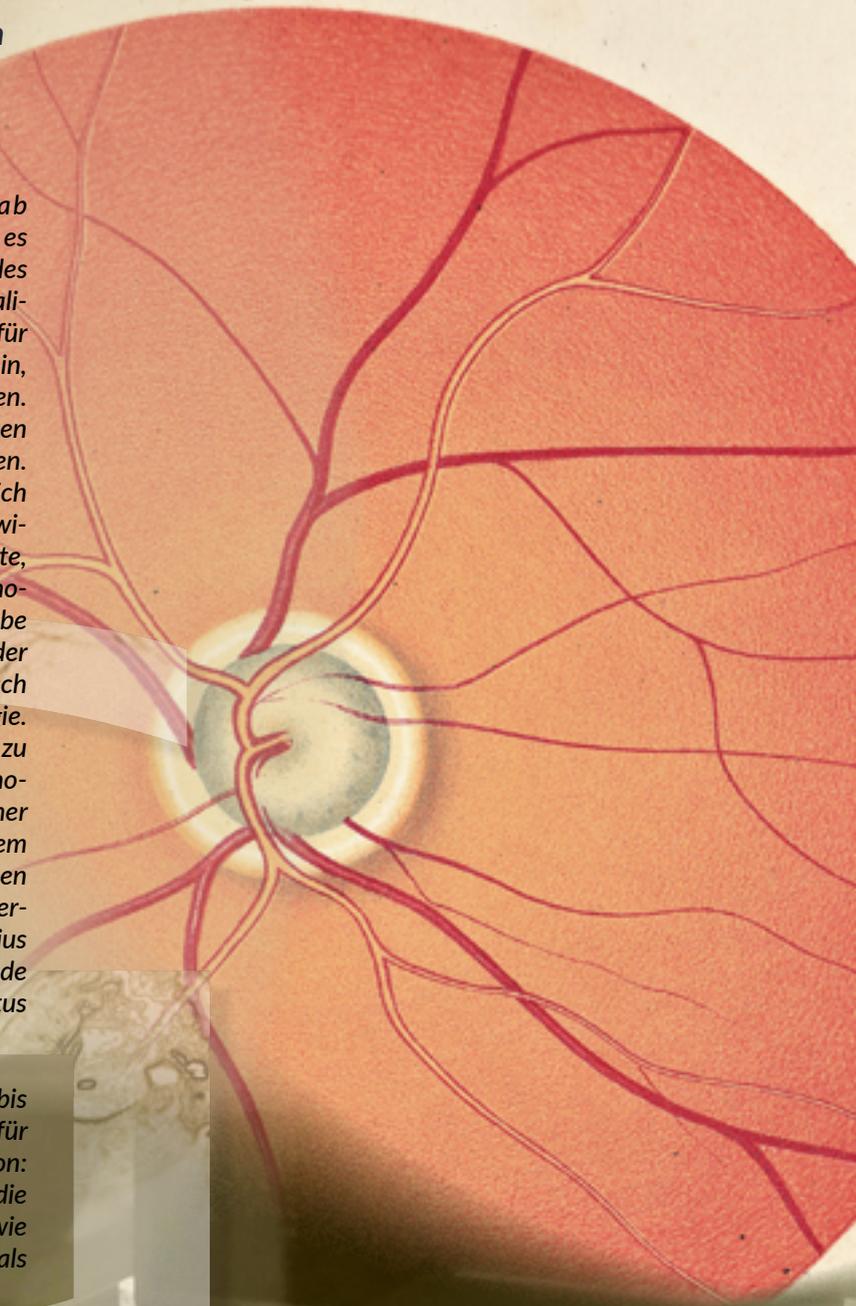
Sie haben sich sehr für die Verselbstständigung der Augenheilkunde stark gemacht. Was waren Ihre Beweggründe dafür?

Graefe:

Es gab insbesondere durch den Augenspiegel ab 1851 einen enormen Erkenntniszuwachs, so dass es zunehmend schwierig wurde, mit der Expansion des Wissens Schritt zu halten. Dieses förderte die Spezialisierung. Ich selbst habe mich dann ja auch „Specialist für Augenheilkunde“ genannt, das aber in dem Bewusstsein, dass wir immer den ganzen Menschen zu behandeln haben. Die Ophthalmologie musste nun an den Universitäten verselbständigt werden, sprich eigene Lehrstühle bekommen. Mein Freund Virchow war gegen die Verselbständigung, ich natürlich dafür. Das war eigentlich der einzige Dissens zwischen uns. Ich habe, als ich schon in meiner Klinik praktizierte, immer noch Vorlesungen bei Rudolf gehört, da mir die Pathologie wichtig war. Ich schweife mal kurz ab. In Würzburg habe ich pathologische Studien mit Heinrich Müller gemacht, der z.B. die glaukomatöse Exkavation als erster morphologisch beschrieb. Ja, Müller ist der Vater der Ophthalmopathologie. Er kam sogar zu mir nach Berlin, um die Fundusskopie zu erlernen. Wir stimmten überein, dass diese klinisch-pathologischen Korrelationen ganz, ganz wichtig sind. An meiner Klinik haben sich unter anderem Julius Hirschberg (mit dem Retinoblastom) und Carl Schweigger mit der pathologischen Anatomie des Auges beschäftigt. Aber zurück zur universitären Ophthalmologie. Mein Schüler und Freund Julius Jacobson hat 1868 die Streitschrift „Die Augenheilkunde an preußischen Universitäten - ein Nothstand im Cultus herausgegeben.

Diese hat die Politiker so beeindruckt, dass tatsächlich bis 1880 an allen bestehenden Universitäten ein Ordinariat für Augenheilkunde eingerichtet wurde. By the way Jacobson: Dieser Typ scheute nicht die Konfrontation, denn er liebte die Wahrheit und hasste das Falsche. Er war diesbezüglich wie ich. Ich habe ihn „mein Gewissen“ genannt und ihn mir als meinen Nachfolger im Amt gewünscht.

Fig. 1.



INTERVIEW

Was würden Sie als Ihre größten wissenschaftlichen Leistungen bezeichnen?

Graefe:

Schwer zu sagen. Mein Lehrer Arlt hat meine Iridektomie beim Glaukom als „größte ophthalmologische Leistung des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet. Vielleicht war das die größte Leistung, auch wenn ich selbst festgestellt habe, dass die Iridektomie beim chronischen Glaukom deutlich schlechter wirkt als beim akuten Winkelblock. Vielleicht war es auch die Entdeckung der glaukomatösen Exkavation 1855 - 1854 hatte ich die Ausbuchtung fälschlicherweise noch als „Hügel“ gesehen - oder des Zentralarterienverschlusses 1859. Es war ja so gewesen, dass ich im Wiener Prater 1850 rein zufällig meinen Klassenkameraden Jeanrenaud getroffen habe, der mir erzählte, dass in der Buchhandlung seines Vaters eine Publikation des Augenspiegels von Hermann von Helmholtz bevorstehen würde. Ich schrieb sofort an Helmholtz, der damals in Königsberg war, und bat um Übersendung von 3 Augenspiegeln. Die bekam ich dann, und so war ich einer der ersten, der mit dem Ophthalmoskop arbeiten konnte.

Dementsprechend drückte der Bildhauer Rudolf Siemering dann auch der Statue von mir einen Helmholtz'schen Augenspiegel in die Hand. Ich habe mich aber auch intensiv für den Strabismus und die Verbesserung der Kataraktchirurgie interessiert. Manche meinen, ich wäre vermutlich auch ohne den Augenspiegel ein etwas Größerer unseres Fachs geworden. Das kann ich nicht beurteilen.

„An
Offenheit und
Wahrheitsliebe wird es uns
Allen nicht fehlen, denn ich denke,
wir haben die Wissenschaft zu lieb
zum Lügen und setzen die allerhöchste
Ehre darin,
nicht der Glücklichsen,
sondern der Wahrsten zu sein.“

[Albrecht von Graefe an Julius Jacobson, 1863]

INTERVIEW

Wie war Ihr Verhältnis zur Charité?

Graefe:

Ambivalent. Mein Vater war dort der erste Chef der Klinik für Chirurgie, ich habe dort studiert. Augenheilkunde habe ich bei „Papa“ Johann Christian Jüngken gehört, den ich für etwas verstaubt hielt. Jüngken war 1834 auf den Lehrstuhl für Chirurgie und Augenheilkunde berufen worden, den er bis 1866 innehatte. Damit war akademisch für mich an der Charité praktisch nichts zu holen. Deshalb meine Privatklinik, deshalb mein Archiv, deshalb die DOG. Ich habe mich sozusagen außer-universitär verwirklicht. In meiner Klinik hielt ich deshalb Kurse für fertige Ärzte, aber nicht für Studenten ab. Studentinnen gab es seinerzeit noch keine. Ich glaube, ich hätte gern welche gehabt. Nach Jüngkens Abgang bekam ich 1866 den Lehrstuhl für Augenheilkunde an der Charité, 1868 auch die Leitung der Klinik. Damals war ich schon ziemlich krank. Also, erheblichen Ärger mit der Fakultät und der Ministerialbürokratie gab es schon damals. Vor allem in meinen Briefen an Jacobson habe ich kein Blatt vor den Mund genommen. Ich will mal zwei Beispiele aus dem Jahre 1866 geben:

„Wahrhaft zum Lachen war es mir, als nach Jüngkens Abgang mich der Minister zum Chef der nunmehr abzuzweigenden Augenklinik ernannte, als wenn ein solches Institut anders als auf dem Papier stünde, als ob nur etwas einer Augenklinik ähnelndes in einem Krankenhause zu erreichen sei, in welchem dem erblindenden Proletarier bei seiner Aufnahmepepetition die Alternative zwischen Erlegung eines 100 Thaler.-Scheines oder eines Fußtritts gestellt wird. – Da Sie sich für komische Schriftstücke interessieren, so sende ich Ihnen beiliegende Kopie meiner Antwort auf jene sonderbare Ernennung zu. Eine Antwort ist in den verflossenen 4 Monaten noch nicht erfolgt. Die Leutchen werden sich in der Angst der unvermeidlichen Kosten allerdings sonderbar winden und gebärden, allein es hilft nichts. Auch ich habe viel bezahlt und der Tag der Rache ist gekommen. Wollen sie jetzt nicht etwas Ordentliches tun, so werde ich mich aus diesem Kampfe zurückziehen, resp. mein Geld einstecken und sie können sich dann irgendjemanden hierher blasen, der an den 12 versoffenen Proletariern und Pannösen der Charité eine Augenklinik hält“.

„Für mich nämlich bedeutet die Übernahme einer königlichen Klinik ein großes Opfer. Ich würde aus Gründen, die ich Ihnen lieber mündlich exponiere, dabei auch eine jährliche Zubeße von wenigstens 6000 Talern bringen, wenn ich nicht mich etwa entschlösse, eine Klinik in dem Schweinestall der Charité anzunehmen. Auf der anderen Seite möchte ich mir nicht den Vorwurf machen, irgendeine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, um für die Stellung der Ophthalmologie im Vaterlande etwas zu erschwingen.“

Na gut, den „Schweinestall“ relativiere ich heute etwas, aber Politiker, Krankenkassen und Verwaltungen sollten den Arzt vielleicht mal wieder mehr Arzt sein lassen.

INTERVIEW

Anna & Albrecht

Erzählen Sie uns bitte mal was von Ihrer Frau und Ihren Kindern

Graefe:

Oh, dazu muss ich etwas ausholen. Bei uns im „Finkenherd“ verkehrte die Hofchauspielerin Lina Fuhr, eine wirklich attraktive Dame. Ich habe mich, glaube ich, tief in sie verguckt, mich dann aber zurückgehalten, als ich merkte, dass da zwischen Lina und meinem Freund Adolph Schuft-Waldau was lief. Beide haben dann geheiratet. Lina wollte nicht mit einem Schuft verheiratet sein, so dass sich Adolph – „Nero“ – dann nur noch Waldau nannte.

Robert Ritter von Welz habe ich während meiner Studienreise in Paris kennengelernt, wir wurden Freunde. Robert wurde in Würzburg augenärztlich tätig. Ich habe ihn dann dort öfters besucht, und wir haben Patienten zusammen operiert. In Würzburg traf ich Katharina Vogel. Sie war charmant, wir haben uns geliebt, und 1854 kam in Würzburg unsere Tochter Maria zur Welt. Außerehelich, eine in damaliger Zeit ungewöhnliche und recht skandalöse Situation. Aber Liebe kennt eben keine Konventionen. Da Würzburg und Berlin weiter voneinander entfernt sind, erreichte mich der „Skandal“ in Berlin nicht. Er blieb ohne Auswirkungen auf meine berufliche Tätigkeit.

Ich habe Katharina und Maria in meinen Briefen nicht erwähnt, aber gut versorgt und, wenn ich in Würzburg war, besucht. Meiner späteren Frau Anna habe ich selbstverständlich „reinen Wein“ eingeschenkt. Anna war eine geborene Gräfin von Knuth aus der Nähe von Roskilde in Dänemark. Sie kam als Patientin in meine Klinik, als sie 18 war. Sie litt unter starken neuralgischen Schmerzen im Gesicht. Ich habe versucht, diese mit mehreren Neurotomien zu beseitigen, aber es gelang mir nur unvollständig. Wir haben uns verliebt und 1861 verlobt. Die Hochzeit war für 1861 in Dänemark bei meinen Schwiegereltern geplant, musste aber verschoben werden, da mich eine schwere Attacke der Tuberkulose während eines Aufenthalts in Baden-Baden an das Bett fesselte. Anna pflegte mich rührend. So heirateten wir erst 1862 in der Heilandskirche von Sacrow bei Potsdam.

Anna war das große Glück in meinem Leben, ja wohl die „ideale Ehefrau“ für mich. Sie schenkte mir 5 Kinder, von denen allerdings zwei schon sehr frühzeitig starben. Der Jammer meiner sterbenden Kinder war furchtbar für mich. Er klingt mir noch heute in den Ohren.

INTERVIEW

Wie würden Sie sich als Person charakterisieren?

Graefe:

Sich selbst zu charakterisieren ist schwierig. Das überlässt man besser Außenstehenden. Ich bin, soweit es meine Kräfte erlauben, etwas sportlich. Vor allem in den Alpen habe ich längere Wanderungen gemacht und auch höhere Berge bestiegen. Auf Äußerlichkeiten habe ich nie großen Wert gelegt. Manche meinen sogar, mein Outfit sei „nachlässig“.

Ich habe es immer mit „Mehr Sein als Schein“ – heute ist es leider oft umgekehrt – und „Bescheidenheit ist eine Zier“ gehalten. Man sagt mir einen gewissen Humor nach. Gesellschaftliche Veranstaltungen sind mein Ding nicht wirklich, aber gutem Essen, einem Glas Wein und einer guten Havanna-Zigarre bin ich nicht abgeneigt.

Ich würde mich für tolerant halten wollen, und ich vertrage, ja fordere sogar Kritik. Deshalb mag ich meinen Freund Waldau. Der sagt mir klar seine Meinung und schmiert mir keinen Honig ums Maul, wie das sonst die meisten tun. Ich stelle mich immer selbst in Frage, meine Mitarbeiter fördere ich nach besten Kräften. Ich bin religiös, aber kein Kirchgänger. In politischer Hinsicht stehen mir die Parteilosen nahe. Ja, obwohl mich die Augenheilkunde sehr stark in Anspruch nimmt, bin ich Familienmensch. Je älter und kränker ich werde, umso wichtiger sind mir Frau und Kinder.

Kommen wir noch einmal auf den Sport zurück. Bei Ihnen in Berlin gibt es zwei Fußball-Bundesliga-Vereine. Hertha BSC und Union Berlin. Mit welchem Verein sympathisieren Sie?

Graefe:

Hertha BSC ist in Ordnung, ich bin ja nahe bei Charlottenburg geboren. Aber selbstverständlich bin ich Unioner, sogar Mitglied von Union. Unions Motto „Immer weiter, ganz nach vorn“ war für mich stets Ansporn bei meiner klinischen Tätigkeit. Ich wollte immer vorn dabei sein, wenn es um die Minderung menschlichen Leids ging. Und dann hat Union ja auch die Aniridie-Forschung unterstützt. Das ist wichtig, dass man sich neben seinem eigentlichen Beruf auch sozial engagiert.

Die DOG macht das erfreulicherweise auch, indem sie mit der Graefe-Schule kooperiert. Ich hatte für soziales Engagement leider zu wenig Zeit, da mich die klinische Tätigkeit doch sehr in Anspruch genommen hat. Mein Freund Rudolf war da etwas anders als ich. Der stand dem Sozialismus nahe während ich mich aus dem politischen Tagesgeschäft doch herausgehalten habe und mich auf mein Arztsein beschränkt habe.

INTERVIEW

À propos Politik. Hatten Sie mal was mit der SPD zu tun?

Graefe:

Ach, Sie haben Ferdinand Lassalle im Sinn, den Gründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, des Vorläufers der heutigen SPD. Ich habe Lassalle mehrfach in einem Berliner Salon getroffen. Der Berliner Schriftsteller Felix Philippi hat unsere Begegnung dann 1913 mal so beschrieben:

„Dort zwischen den beiden Fenstern im Ecksalon stand einst Ferdinand Lassalle, der mit seiner messerscharfen Dialektik, mit dem glühenden Lavastrom seiner Rede und mit der Macht seiner Persönlichkeit alle in seinen Bann zwang. Und der dritte Arzt neben Moritz Heinrich Romberg und Eduard Henschel, der seinen ständigen Platz am Kamin hatte, der schlanke Mann mit dem wundervollen, edlen und leidenden Christuskopf, hieß Albrecht von Graefe. Er hatte mich durch eine Operation von einem lästigen Augenübel befreit und verkehrte seit dieser Zeit freundschaftlich in unserem Hause. Tausenden hat dieses bahnbrechende Genie Licht und Sonne und Glück und Lebensfreude wiedergegeben, Tausende hat er mit seiner nie versagenden Güte, seiner unerschöpflichen Milde erquickt: ein Himmelsbote, dessen irdische Laufbahn nur 4 Jahrzehnte zählte. Er war der einzige in jenem Kreise, an den sich Lassalle in seiner draufgängerischen, manchmal auch recht provozierenden Art nicht herantraute, vor dem sein souveräner Spott und sein geistreicher Sarkasmus still hielt, der einzige, vor dem er in Ehrfurcht die Fahne senkte.

„Graefe! Sie sind kein Mensch!“

rief Lassalle einmal über die ganze Gesellschaft,

„Sie sind ein Heiliger, und mit Heiligen streite ich nicht!“

Der gute Philippi hat natürlich maßlos übertrieben. Ein „Heiliger“ bin ich nun wirklich nicht.

Und, was sagen Sie zu Karl Lauterbach?

Graefe:

Der „Mann mit der Fliege“ ist intelligent, seine Vorschläge sind aber zum großen Teil praxisfern. Eine Art „Bürgerversicherung“ hatten wir bereits in meiner Klinik etabliert. Das war noch vor der Einführung der Krankenversicherung 1883 durch Otto von Bismarck. Ich habe das so gehandhabt wie mein Vater: Arme werden umsonst behandelt, Vermögende zahlen nach Medizinaltaxe, Reiche zahlen „nach Belieben anständig“.

Wir haben bei der Behandlung keine Unterschiede gemacht, egal, ob es sich um einen armen Berliner Drehorgelspieler oder um einen Fürsten aus Russland gehandelt hat. Mein Zeitgenosse Ludwig Feuerbach hat natürlich zu Recht festgestellt „In einem Palast denkt man anders als in einer Hütte“. Ich wohnte natürlich eher in einem Palast als in einer Hütte, so dass ich mir eine gewisse Großzügigkeit gut erlauben konnte. In meiner Klinik stand eine Büchse, in die man Geld werfen konnte. Ich habe daraus den Bedürftigen ab und an ein paar Taler gegeben. Auch war es für mich eine Selbstverständlichkeit, meine Mitarbeiter anständig zu honorieren. Honorar heißt ja so viel wie „Ehrengabe“, und es sollte selbstverständlich sein, dass Ärzte für ihre physisch und psychisch sehr anstrengende Tätigkeit gut entlohnt werden. So habe ich bei wohlhabenderen Persönlichkeiten sehr wohl auf einem adäquaten Honorar bestanden. Heute sehe ich, dass es manche Kolleginnen und Kollegen „mit der Ökonomie übertreiben“. Mein Freund Wilhelm Zehender hätte das „krämerartig und wirtshausmäßig“ genannt. Die Indikation muss stimmen! Man sagt mir nach, dass ich mich streng an diesen Grundsatz halte. So meinte der Kölner Ordinarius Karl vom Hofe 1957:

„Der Geist Albrecht von Graefes lebt. Er lebt überall dort unter uns, wo gewissenhaft untersucht, nach strenger Indikation operiert und im Geiste der Wahrheit wissenschaftlich gearbeitet wird, wo, kurz ausgedrückt, das Wohl des Kranken einziger Maßstab des Handelns ist“.

INTERVIEW

**Sie sind seit jeher ein Medienstar.
Was sagen Sie zu dieser Rolle?**

Graefe:

Wir wissen alle, dass die Journaille immer was zum Schreiben braucht, da die Menschen meinen, immer irgendwelche News zu benötigen, obwohl das an sich Quatsch ist. Ich habe mich nie als „Medienstar“ gesehen, aber es ist richtig, dass aus mir einer gemacht wurde. Das ging 1857 los mit dem Bericht meines Freundes und „Plänchenbruders“ Max Ring in „Die Gartenlaube“. Und was schreibt dieser Heini da? „Für unsere Leserinnen dürfte auch die Nachricht nicht uninteressant sein, dass der berühmte Arzt noch unverheiratet ist“. Tratsch! Der wollte mich, glaube ich, verkuppeln. Im Jahre 1865 kam ein Bericht in der Zeitschrift „Daheim“, 1869 noch einer in der Illustrierten „Über Land und Meer“. „Gartenlaube“, „Daheim“ und „Land und Meer“ waren damals so etwas wie die Bild-Zeitung heute. Ich denke, auf die Berichte sollte ich mir nichts einbilden. In Friedrich Wilhelm Hackländers „Hinter blauen Brillen“, Eugenie Marlitts „Das Geheimnis der alten Mamsell“, Berthold Auerbachs „Brigitta“ und Felix Philippis „Das Schwalbennest“ bin ich dann sogar zum Romanhelden geworden, meist allerdings unter anderem Namen. Den Vogel hat vielleicht Karl May abgeschossen, der mich in seinem 1882-1884 erschienen Fortsetzungsroman „Das Waldröschchen“ zu „Karl Sternau“ machte. Immerhin nicht zu Winnetou oder Old Shatterhand. Ob ich heute was mit „medialer Präsenz“ und Internet anfangen kann? Ja, durchaus, wenn sie vernünftig in den Dienst der Menschen gestellt werden und der Wahrheit verpflichtet sind. Auf Fake kann ich verzichten.

Was freut Sie heute besonders?

Graefe:

Ich überblicke mittlerweile fast 190 Jahre. Trotz schwerer, persönlicher Rückschläge führe ich ein glückliches Leben. Es war mir vergönnt, Kinder zu bekommen und Spuren zu hinterlassen, in der Augenheilkunde, in Berlin. Ich freue mich über die Vitalität von DOG und „Archiv“. Ein echtes Highlight für mich war die Benennung einer Schule in Berlin-Kreuzberg nach mir. 2015 wurde das mit einem schönen Festakt gefeiert. Die DOG war mit ihrem damaligen Präsidenten Karl Ulrich Bartz-Schmidt vertreten. Die Schülerinnen und Schüler an „meiner Schule“ sind total cool. Sie haben T-Shirts und Stoffbeutel mit meinem Konterfei versehen. Auf dem Kopf habe ich eine Kappe, natürlich umgedreht. Also, die haben einen totalen Hipster aus mir gemacht, einfach scharf! Was kann es schöneres geben, als wenn junge Menschen so einen älteren Typen wie mich mögen und sie sich an mich erinnern. Ich erwarte natürlich, dass sich „meine Schüler“ auf ihren Hintern setzen und sie was lernen, denn Bildung ist, wie mein Freund Rudolf völlig zutreffend sagt, die Mutter von Freiheit und Wohlstand. Ich merke, ich zitiere diesen Virchow ziemlich oft. In einem Jahr wird er 200 Jahre alt werden. Mal sehen, ob die Pathologen, die Charité und Berlin das feiern werden.

INTERVIEW

Was würden Sie den heutigen, jungen Ophthalmologinnen und Ophthalmologen mit auf den weiteren Weg geben?

Graefe:

Ich würde sagen: „Go Your own way“, wie es in einem Lied von Fleetwood Mac heißt. Ihr habt einen wunderbaren Beruf. Euer Fach ist dankbar und wunderbar. Findet die Balance zwischen Arbeit und Leben. Ihr könnt dabei Forderungen stellen. Andererseits seid Ihr irgendwo auch Gefangene Eures Ethos, denn Ihr werdet eine quantitativ und qualitativ expandierende Patientenversorgung mit immer weniger Manpower zu schultern haben. Es ist, um es mal plakativ zu sagen, nicht schön, sich irgendwann aber voraussichtlich mehr und mehr zwischen der notwendigen Abholung seiner Kinder aus der Kita und der Vernachlässigung seiner Patienten entscheiden zu müssen. Als ich anfang mit der Augenheilkunde waren die allermeisten Patienten zufrieden. Heute ist die Augenheilkunde viel, viel besser als damals. Ob die Patienten entsprechend zufriedener sind, ist sehr fraglich. Wenn die Ansprüche schneller steigen als der Fortschritt, wird unter dem Strich Unzufriedenheit heraus kommen. Bleibt wissenschaftlich, und wenigstens ein paar von Euch sollten der ophthalmologischen Wissenschaft dienen. Ich habe im Übrigen nie einen „Generationen-Konflikt“ gesehen. Ich hatte Schüler, die deutlich älter waren als ich. Wir sind in erster Linie Kollegen ... und Mitmenschen. Mein Vermächtnis, so man es denn als solches bezeichnen kann, ist vielleicht das, was ich am 4. September 1868 in der Eröffnungsrede für unseren DOG-Kongress gesagt habe. Ich habe da alles rein gepackt, was mir wichtig ist, und was meines Erachtens zeitlose Werte sind: Friedliches Miteinander, Toleranz, zivilisatorischer Fortschritt, Selbstreflektion, Wissenschaftlichkeit, internationale Kooperation, Freundschaft, Humanität im Umgang mit unseren Patienten, Wahrheitsliebe.

„Drei Jahre sind vergangen, meine verehrten Kollegen und Freunde, seitdem sich die Ophthalmologische Gesellschaft zum letzten Male in unserer Museenstadt Heidelberg traf. Das eine Mal waren es die Wirren des Deutsch-österreichischen Kriegs von 1866, welche uns abhielten. Düstere Zeiten, welche die Herzen von uns Deutschen mit tiefer Wehmut erfüllten und in uns allen das trübe Bewusstsein wachriefen, wie sehr wir Menschen des 19. Jahrhunderts noch hinter den echten Zielpunkten kulturgeschichtlicher Entwicklung zurückstehen. Das zweite Mal war es ein Ereignis freudiger Art, welches unsere Schritte ablenkte. Im Westen, in Paris, wo wir 1867 international tagten, war eine herrliche Blüte des Friedens erstanden, prangend in den Farben aller Länder, mit den Früchten aller Himmelsstriche, lockte sie uns zum Staunen und zwang uns jene Bewunderung ab, welche wir großartigen Fortschrittswerken der Zivilisation schulden. Verschieden gewiss in unseren Lebensansichten, in unserem Tun und Treiben, verschieden auch vermutlich in unseren wissenschaftlichen Überzeugungen – eins aber jedenfalls in dem Streben nach Wahrheit, in der Kultur des Wissens, in der Liebe zu unserem Fache sind wir auf das Neue beisammen, beisammen, um die Fortschritte der Wissenschaft zu konstatieren, um aus der reichen Quelle gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinschaftlicher Erfahrungen zu schöpfen, um den eigenen Gesichtskreis, auf dessen Umfang die meist unbewusste, aber desto gefährlichere Schranke der Individualität drückt, zu erweitern, beisammen, um alten Freunden die Hand zu drücken, das Bild verflüsselter schöner Tage zu beleben, um frische Kraft, um freieren Sinn mit hinüberzuführen in die oft drückende Atmosphäre immer wiederkehrender Bedenken, Mühen, Sorgen, welche trotz allen Gelingens den treuen Dienst Aesculaps umgeben.“

INTERVIEW

Herr von Graefe, wie lange werden Sie leben?

Graefe:

Ich bin am frühen Morgen des 20. Juli 1870 gestorben. Es war der Tag nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges. Ich habe mich auf dem Friedhof II der Jerusalems- und Neuen Gemeinde in Berlin-Kreuzberg zur Ruhe gelegt. Meine Frau legte sich 2 Jahre später zu mir. Auch sie hatte diese verdammte Tuberkulose. Ich kann nicht ausschließen, dass ich sie angesteckt habe.

Ein kluger Mann hat mal gesagt, dass man erst dann gestorben ist, wenn man vergessen ist. Vergessen bin ich scheinbar noch nicht, also lebe ich. Wie lange noch wird von den kommenden Generationen und ihren Wertevorstellungen abhängen. Meine rot-weißen Freunde von Union Berlin singen immer „Wir werden ewig leben“. Ich bin kein Philosoph, aber als Lebewesen sollte man vielleicht nicht den Anspruch auf Ewigkeit erheben. Nicht zuletzt durch meine jahrelange, unheilbare Tuberkulose-Erkrankung habe ich mir Gedanken um die Endlichkeit des Seins gemacht und darüber auch in meinen Briefen an meinen Freund Frans Donders geschrieben. Wo wir heute die Klima-Debatte haben und meine Enkelin Blida ihr Buch über mich mit „Mensch und Umwelt“ betitelt hat: Ich war diesbezüglich nie „Aktivist“, musste das auch nicht sein. Vielleicht hat mein Freund Rudolf, der ja nicht nur großartiger Pathologe, sondern auch visionärer Politiker, Anthropologe und Altertumsforscher war, und mit dem ich in der Berliner Medizinischen Gesellschaft viele Jahre eng zusammen gearbeitet habe, ja mit seinem „Glaubensbekenntnis eines modernen Naturforschers“ von 1873 heute mehr denn je Recht, als er meinte:

„Die gesamte Natur ist ein fortwährendes Werden und Vergehen, ein unaufhörlicher Entwicklungs- und Abwicklungs-Prozess, ein steter Übergang aus einer Kombination in die andre, aus einer Gestaltung in die andre, mit schließlicher Zerstörung der so gebildeten Kombinationen und Gestaltungen“.

Die Großartigkeit des Lebens liegt vor allem in seiner Endlichkeit. Ich bin vielleicht gerade deshalb, weil die Zeitspanne des körperlichen Seins bei mir nur kurz dauerte, zu einem „Mythos“ geworden, obwohl ich selbst dieses Wort niemals für mich in Anspruch genommen hätte. Lassen Sie uns weiterhin versuchen, die Welt in unserem Leben und nicht nur in der Ophthalmologie ein kleines Stückchen besser zu machen. Ich habe mich darum bemüht. Mehr kann von einem Menschen nicht verlangt werden.

Ein gutes Schlusswort! Herr von Graefe, ich denke, vielleicht nicht alle, aber die allermeisten unserer Leser werden sich Ihren Ansichten anschließen können.

Wir danken Ihnen für das Gespräch.

VERZEICHNIS

Literatur

Blida Heynold von Graefe (Graefe-Enkelin): Albrecht von Graefe. Mensch und Umwelt. Karl Thiemig-Verlag München, 1969. Buch antiquarisch bestellbar.

Thomas Schilp und Jens Martin Rohrbach: Albrecht von Graefe an Frans Cornelis Donders. Klartext-Verlag Essen, 2013. Buch über den Buchhandel oder antiquarisch bestellbar.

Jens Martin Rohrbach: Albrecht von Graefe (1828-1870) und die Ophthalmopathologie. Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde 2015;232:1101-1104. Beitrag im Internet frei verfügbar („Open access“)

Jens Martin Rohrbach und Martin Alexander Leitritz: Albrecht von Graefe und die Internationalität. Der Ophthalmologe 2017;114:775-780. Beitrag im Internet frei verfügbar („Open access“)

Jens Martin Rohrbach: Zum 150. Todestag – Albrecht von Graefe (1828-1870). Das Gewissen der Augenheilkunde in Deutschland. Springer- Verlag Berlin / Heidelberg 2020. Buch über den Verlag oder den Buchhandel bestellbar.

Briefe

S. 11 Ausschnitt aus einem Brief Graefes vom 27. April 1863 aus Berlin an sein „Gewissen“ Julius Jacobson (1818-1889): Der Brief weist Brandschäden auf, die vermutlich im 2. Weltkrieg entstanden sind (Archiv J. M. Rohrbach).

Bilder

[https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Gedenkstele_H%C3%A4ndelallee_\(Hansa\)_Albrecht_von_Graefe.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Gedenkstele_H%C3%A4ndelallee_(Hansa)_Albrecht_von_Graefe.JPG)

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Portrait_of_Albrecht_von_Graefe,_head_only_Wellcome_M0010225.jpg

https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Graefe_Afinger.jpg

https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Albrecht_v_Graefe.jpg

[https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Albrecht_v_Graefe_\(Frey_05-1865_S_369\).jpg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Albrecht_v_Graefe_(Frey_05-1865_S_369).jpg)

Graefe in seiner Klinik“. Aus „Die Gartenlaube“, 1857

Richard Greeff: Welche Bildnisse besitzen wir von Albrecht von Graefe? II. Seine Portraits in systematischer Reihenfolge. Graefe's Archiv für Ophthalmologie, 1938

Margarete Quidde: Erinnerungen an Albrecht von Graefe. Zu seinem 25sten Todestage zusammengestellt aus Werken und Briefen J. Jacobson's, 1895

Blida Heynold von Graefe (Graefe-Enkelin): Albrecht von Graefe. Mensch und Umwelt. Karl Thiemig-Verlag München, 1969. Buch antiquarisch bestellbar.

06 | 2020



Department für Augenheilkunde | Universitäts-Augenklinik Tübingen
Redaktion: Angelika Hunder, MA | Prof. Dr. K.U. Bartz-Schmidt